



# Leseprobe

Julie Kagawa  
**Plötzlich Fee -  
Herbstnacht**  
Band 3 - Roman

---

Bestellen Sie mit einem Klick für 8,99 €



---

Seiten: 528

Erscheinungstermin: 12. Oktober 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

[www.penguinrandomhouse.de](http://www.penguinrandomhouse.de)

# Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

## Zum Buch

---

### Wenn Liebe zu Magie wird

Am Vorabend ihres siebzehnten Geburtstags findet sich Meghan als Wanderin zwischen den Welten wieder: Sie und Ash, der Winterprinz, wurden ihrer verbotenen Liebe wegen aus Nimmernie verbannt. Nun sind sie auf der Flucht. Denn die Eisernen Feen, denen Meghan im letzten großen Kampf empfindlichen Schaden zufügte, sinnen auf Rache und machen auch vor der Welt der Sterblichen nicht halt. Für Meghan gibt es keinen sicheren Ort mehr. Doch diesmal ist sie nicht allein: Ash weicht nicht von ihrer Seite, seine Liebe zu ihr ist ihm längst wichtiger als das Wohlwollen seiner Mutter Mab. Als sich die Eisernen Feen zu einem neuen Angriff rüsten, kehren Meghan und Ash nach Nimmernie zurück, um zu kämpfen. Denn es steht alles auf dem Spiel: die Zukunft Nimmernies und ihre eigene ...



### Autor

## Julie Kagawa

---

Schon in ihrer Kindheit gehörte Julie Kagawas große Leidenschaft dem Schreiben. Nach Stationen als Buchhändlerin und Hundetrainerin machte sie ihr Interesse zum Beruf. Mit ihren Fantasy-Serien »Plötzlich Fee« und »Plötzlich Prinz« wurde sie rasch zur internationalen Bestsellerautorin. In ihrer neuesten Erfolgsserie »Talon« erzählt sie von einer magischen Liebe, die nicht sein darf. Julie Kagawa lebt mit ihrem Mann in Louisville, Kentucky.

### *Das Buch*

Es ist alles andere als ratsam, sich mit den rachsüchtigen Eisernen Feen anzulegen. Das muss Meghan schmerzlich erkennen, als sie aus Nimmernie verstoßen wird und als Vertriebene zwischen den Welten umherirrt, immer auf der Flucht, niemals sicher und nirgends zu Hause. Doch diesmal ist Meghan nicht allein: Ash, der Winterprinz, weicht nicht mehr von ihrer Seite. Gemeinsam kehren sie nach Nimmernie zurück, um den Eisernen Feen die Stirn zu bieten. Sie ahnen, dass die grausamen Geschöpfe sich auf ihren letzten großen Schlag vorbereiten. Während die Bewohner des Sommer- und des Winterhofs noch immer blind gegenüber der Gefahr sind und sich lieber gegenseitig bekriegen, versuchen Meghan und Ash verzweifelt, die Feen zu einen und auf den unausweichlichen Kampf vorzubereiten, der über das Schicksal von ganz Nimmernie entscheiden wird.

### *Die Autorin*

Schon in ihrer Kindheit gehörte Julie Kagawas große Leidenschaft dem Schreiben: Langweilige Schulstunden vertrieb sie sich damit, all die Geschichten festzuhalten, die ihr im Kopf umher spukten. Nach Stationen als Buchhändlerin und Hundetrainerin machte sie ihr größtes Interesse zum Beruf und wurde Autorin. Mit ihrer Fantasy-Saga *Plötzlich Fee* wurde sie rasch zur internationalen Bestsellerautorin. Julie Kagawa lebt mit ihrem Mann in Louisville, Kentucky.

JULIE KAGAWA

*Plötzlich Fee*

HERBSTNACHT

Roman

Aus dem Amerikanischen von  
Charlotte Lungstrass-Kapfer

heyne>fliegt

Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel *The Iron Queen*  
bei Harlequin Teen, Ontario



Verlagsgruppe Random House FSC®N001967

### 3. Auflage

Copyright © 2011 by Julie Kagawa

Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Copyright © 2015 dieser Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH,

Neumarkter Str. 28, 81673 München

Redaktion: Luitgard Distel

Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München,

unter Verwendung eines Motivs von © Shutterstock

Satz: Christine Roithner Verlagsservice, Breitenbach

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-453-31446-7

*Für Erica und Gail, Ashs größte Fans.  
Und Nick, von jeher meine Inspiration.*

## *Der lange Weg nach Hause*

Vor elf Jahren, an meinem sechsten Geburtstag, verschwand mein Vater.

Vor einem Jahr, an eben jenem Tag, wurde mir auch mein Bruder genommen. Doch diesmal ging ich ins Feenreich, um ihn zurückzuholen.

Es ist seltsam, wie eine Reise einen verändern und was man dabei alles lernen kann. Ich lernte, dass der Mann, den ich für meinen Vater gehalten hatte, gar nicht mein Vater war. Dass mein biologischer Vater nicht einmal ein Mensch war. Dass ich die Halbbluttochter eines legendären Feenkönigs war und dass sein Blut in meinen Adern floss. Ich lernte, dass ich Macht hatte, eine Macht, die mir Angst macht, auch heute noch. Eine Macht, die selbst die Feen fürchten – etwas, was sie vernichten kann. Und ich bin nicht sicher, ob ich sie kontrollieren kann.

Ich lernte, dass die Liebe die Grenzen von Spezies und Zeit zu überwinden imstande ist, dass sie wundervoll und perfekt sein kann und es wert ist, um sie zu kämpfen. Aber auch, dass sie manchmal zerbrechlich ist, dass sie einem das Herz zerreißen kann und dass sie unter Umständen große Opfer fordert. Dass du manchmal allein gegen die ganze Welt kämpfst und es keine einfachen Antworten gibt. Dass man wissen muss, wann man jemanden festhalten sollte ...

und wann es besser ist, loszulassen. Und selbst wenn diese Liebe zu dir zurückkommt, kann es passieren, dass du in einem anderen, der die ganze Zeit schon da war, etwas ganz Neues entdeckst.

Ich dachte, es wäre vorbei. Ich dachte, meine Zeit bei den Feen, all die unmöglichen Entscheidungen, die ich fällen musste, und die Opfer für all jene, die ich liebte, lägen hinter mir. Doch es braute sich ein Sturm zusammen, der all diese Entscheidungen auf die Probe stellen sollte wie noch nie zuvor. Und diesmal würde es kein Zurück geben.

Mein Name ist Meghan Chase.

In weniger als vierundzwanzig Stunden werde ich siebzehn.

Déjà-vu, was? Schon schockierend, wie die Zeit an einem vorbeirast, als würde man stillstehen. Ich kann nicht glauben, dass seit diesem Tag schon ein Jahr vergangen ist. Seit dem Tag, als ich ins Feenreich ging. Dem Tag, der mein Leben für immer verändert hat.

Technisch gesehen werde ich eigentlich gar nicht siebzehn. Dazu war ich zu lange im Nimmernie. Solange man im Feenreich ist, altert man nicht oder zumindest so langsam, dass es nicht weiter erwähnenswert ist. Deshalb bin ich, obwohl in der wirklichen Welt ein ganzes Jahr vergangen ist, wahrscheinlich nur ein paar Tage älter als damals, als ich ins Feenreich ging.

Doch in Wirklichkeit habe ich mich so sehr verändert, dass ich mich selbst kaum wiedererkenne.

Unter mir klapperten die Hufe des Kelpiefohlens auf dem

Betonboden; ein regelmäßiger Rhythmus, der zu meinem Herzschlag passte. Auf diesem verlassenem Stück Highway mitten in Louisiana, das von Tupelobäumen und moosbedeckten Zypressen gesäumt war, fuhren nur wenige Autos, doch die rasten vorbei, ohne langsamer zu werden, und wirbelten dabei tote Blätter auf. Denn sie konnten das zerzauste schwarze Pferd, dessen rote Augen leuchteten wie glühende Kohlen und das ohne Zaumzeug und Sattel an der Straße entlangtrabte, nicht sehen. Genauso wenig wie die Gestalten auf seinem Rücken: das Mädchen mit den hellen Haaren und den umwerfenden dunkelhaarigen Prinzen hinter ihr, der die Arme um ihre Hüfte geschlungen hatte. Sterbliche waren blind gegenüber der Welt der Feen, einer Welt, der ich inzwischen angehörte – ganz egal, ob ich darum gebeten hatte oder nicht.

»Wovor hast du Angst?«, murmelte mir eine tiefe Stimme ins Ohr und jagte mir einen Schauer über den Rücken. Selbst in den schwülwarmen Sümpfen von Louisiana strahlte der Winterprinz Kälte aus, und sein Atem strich erfrischend kühl über meine Haut.

Ich warf ihm über meine Schulter einen Blick zu. »Was meinst du?«

Ash, der Prinz des Dunklen Hofes, sah mich an. Seine silbernen Augen funkelten in der Dämmerung. Offiziell war er kein Prinz mehr. Königin Mab hatte ihn aus dem Nimmernie verbannt, nachdem er sich geweigert hatte, seiner Liebe zu der halb menschlichen Tochter des Sommerkönigs Oberon abzuschwören. Oberon, mein Vater. Sommer und Winter waren dazu bestimmt, Feinde zu sein. Wir sollten uns nicht verbünden, sollten nicht gemeinsam gefährliche

Abenteuer bestehen und vor allen Dingen sollten wir uns nicht ineinander verlieben.

Doch das hatten wir getan und jetzt war Ash hier, bei mir. Wir waren Exilanten und die Steige – die Pfade, die ins Feenreich führten – waren uns für immer verschlossen, aber das war mir egal. Ich hatte nicht vor, jemals zurückzugehen.

»Du bist nervös.« Ashs Hand glitt über mein Haar und strich mir die Strähnen aus dem Nacken, was mich erneut erschauern ließ. »Ich kann es spüren. Dich umgibt so eine unruhig flackernde Aura, und das macht mich ein bisschen verrückt, so nah bei dir. Was ist los?«

Ich hätte es wissen müssen. Es war einfach unmöglich, meine Gefühle vor Ash, oder genau genommen vor irgend-einem Feenwesen, zu verbergen. Ihre Magie, der sogenannte Schein, zog seine Energie aus den menschlichen Träumen und Emotionen. Deshalb konnte Ash spüren, was ich empfand, ohne sich sonderlich anstrengen zu müssen.

»Tut mir leid«, sagte ich zu ihm. »Schätze, ich bin etwas nervös.«

»Warum?«

»Warum? Ich war fast ein Jahr weg. Mom wird an die Decke gehen, wenn sie mich sieht.« Mein Magen verkrampfte sich, wenn ich an dieses Wiedersehen dachte: die Tränen, die wütende Erleichterung, die unausweichlichen Fragen. »Sie haben nichts von mir gehört, während ich im Feenreich war.« Seufzend starrte ich die Straße hinunter, wo der Asphalt sich in der Dunkelheit verlor. »Was soll ich ihnen sagen? Wo soll ich mit meinen Erklärungen anfangen?«

Das Kelpiefohlen schnaubte und legte die Ohren an, als ein Laster unangenehm dicht an uns vorbeiraste. Ich war

nicht ganz sicher, aber er sah aus wie Lukes schäbiger alter Ford, der nun die Straße hinunterrumpelte und hinter einer Kurve verschwand. Falls das wirklich mein Stiefvater gewesen war, hatte er uns definitiv nicht gesehen. Für ihn war es ja schon schwierig gewesen, sich an meinen Namen zu erinnern, als wir noch im selben Haus wohnten.

»Sag ihnen die Wahrheit«, schlug Ash vor und riss mich aus meinen Gedanken. Ich hatte nicht damit gerechnet, dass er mir antworten würde. »Erzähl alles, vom Anfang bis zum Ende. Entweder akzeptieren sie es oder nicht, aber du kannst nicht verbergen, was du bist, vor allem nicht vor deiner Familie. Am besten bringst du es schnell hinter dich – was auch immer dann passiert, wir werden schon damit klarkommen.«

Seine Offenheit überraschte mich. An diesen neuen Ash musste ich mich erst noch gewöhnen, dieses Feenwesen, das mit mir sprach und mich anlächelte, statt sich hinter einer eisigen Mauer der Gleichgültigkeit zu verbergen. Seit wir aus dem Nimmernie verbannt worden waren, war er offener, weniger grüblerisch und nicht mehr so angespannt, so als wäre ihm eine tonnenschwere Last von den Schultern genommen worden. Sicher, gemessen am normalen Standard war er immer noch still und ernst, aber ich hatte zum ersten Mal das Gefühl, den Ash zu Gesicht zu bekommen, von dem ich schon immer gewusst hatte, dass es ihn gab.

»Aber was, wenn sie *nicht* damit klarkommen?«, murmelte ich und sprach damit das aus, was mir schon den ganzen Morgen über Sorgen bereitete. »Was, wenn sie sehen, was ich bin, und durchdrehen? Was, wenn sie mich ... nicht mehr wollen?«

Meine Stimme wurde am Ende immer leiser, denn ich wusste, dass ich wie eine schmallende Fünfjährige klang. Aber Ash hielt mich einfach fest und zog mich noch enger an sich.

»Dann bist du eine Waise, so wie ich«, sagte er. »Und wir werden einen Weg finden, wie wir zurechtkommen.« Seine Lippen strichen über mein Ohr, was meinen Magen in hellen Aufruhr versetzte. »Gemeinsam.«

Mein Atem stockte. Ich drehte den Kopf, um ihn zu küssen, und streckte einen Arm nach hinten, um mit der Hand durch seine seidigen schwarzen Haare zu streichen.

Das Kelpiefohlen schnaubte und buckelte leicht, nicht stark genug, um mich abzuwerfen, aber doch so heftig, dass ich ein paar Zentimeter in die Luft geschleudert wurde. Ich packte panisch seine Mähne, während Ash wieder meinen Bauch umschlang und so verhinderte, dass ich runterfiel. Mit klopfendem Herzen startete ich finster auf die Ohren des Kelpiefohlens und unterdrückte den Drang, ihm in die Rippen zu treten, was es nur als Entschuldigung genommen hätte, um mich endgültig abzuwerfen. Es hob den Kopf und warf uns mit seinen rot glühenden Augen einen bösen Blick zu – auf dem Pferdegesicht war deutliche Abscheu zu erkennen.

Ich rümpfte die Nase darüber. »Oh, Verzeihung, bereiten wir dir Unbehagen?«, fragte ich sarkastisch, woraufhin das kleine Pferd schnaubte. »Also schön, wir werden uns zusammenreißen.«

Ash kicherte, versuchte aber nicht mehr, mich nach hinten zu ziehen. Seufzend sah ich über den wippenden Kopf des Kelpiefohlens hinweg auf die Straße, auf der Suche nach

vertrauten Fixpunkten. Mein Herz machte einen Sprung, als ich neben der Straße einen verrosteten Van zwischen den Bäumen entdeckte, der so alt und verfallen war, dass sogar ein Baum aus seinem Dach hervorwuchs. Der stand da schon, solange ich denken konnte, und ich hatte ihn jeden Tag vom Schulbus aus gesehen. Sein Anblick hatte mir immer gesagt, dass ich bald zu Hause sein würde.

Es schien schon so lange her zu sein – quasi eine Ewigkeit –, dass ich mit meinem Freund Robbie im Bus gesessen hatte und mir um nichts anderes Gedanken machen musste als Noten, Hausaufgaben und meinen Führerschein. So vieles hatte sich verändert. Es würde sich seltsam anfühlen, wieder in die Schule zu gehen und zu meinem alten, banalen Leben zurückzukehren, als wäre nichts passiert. »Ich werde wahrscheinlich eine Klasse wiederholen müssen«, seufzte ich und spürte dabei Ashs verwirrten Blick im Nacken. Klar, als unsterbliches Feenwesen musste er sich keine Gedanken machen über Dinge wie Schule, Führerschein und ...

Plötzlich schien die Realität mit einem Schlag über mich hereinzubrechen. Meine Zeit im Nimmernie war wie ein Traum, verschwommen und unwirklich, aber jetzt waren wir wieder in der richtigen Welt. Wo ich mir durchaus Gedanken um Dinge wie Hausaufgaben, Noten und Collegebewerbungen machen musste. Eigentlich hatte ich mir im Sommer einen Ferienjob suchen und auf ein eigenes Auto sparen wollen. Nach der Highschool wollte ich auf eine technische Universität gehen, entweder nach Baton Rouge oder nach New Orleans. Konnte ich das jetzt noch machen? Nach allem, was passiert war? Und wie würde ein verstoßener Dunkler Feenprinz in dieses Bild passen?

»Was ist los?« Ashs Atem streifte wieder mein Ohr und ließ mich erschauern.

Ich holte tief Luft. »Wie soll das funktionieren, Ash?« Ich drehte mich halb zu ihm um. »Wo werden wir in einem oder zwei Jahren sein? Ich kann nicht ewig hierbleiben – früher oder später werde ich mit meinem Leben weitermachen müssen. Schule, Arbeit, irgendwann College ...« Ich verstummte und starrte auf meine Hände. »Irgendwann werde ich damit fortfahren müssen, aber ich will das alles nicht ohne dich tun.«

»Darüber habe ich bereits nachgedacht«, erwiderte Ash. Erstaunt sah ich zu ihm auf, und er überraschte mich mit einem flüchtigen Lächeln. »Du hast noch dein gesamtes Leben vor dir. Da ist es nur logisch, dass du Pläne für die Zukunft machst. Und wenn ich das richtig verstanden habe, hat Goodfellow ungefähr sechzehn Jahre lang vorgegeben, er wäre ein Sterblicher. Es gibt keinen Grund, warum ich das nicht auch tun sollte.«

Verwirrt blinzelte ich ihn an. »Echt?«

Er berührte sanft meine Wange und sah mich mit einem durchdringenden Blick an. »Vielleicht wirst du mir ein paar Dinge über die Welt der Sterblichen beibringen müssen, aber ich bin bereit, alles zu lernen, solange das bedeutet, dass ich bei dir sein kann.« Er lächelte wieder, und diesmal war es ein etwas schiefes Grinsen. »Ich bin sicher, dass ich mich dem ›Menschsein‹ anpassen kann, wenn es sein muss. Wenn du willst, dass ich zur Schule gehe, kann ich das tun. Wenn du in eine große Stadt ziehen willst, um deine Träume zu verwirklichen, werde ich dir folgen. Und wenn du eines Tages eine Hochzeit ganz in Weiß haben

willst, um das mit uns in den Augen der Menschen offiziell zu machen, bin ich auch dazu bereit.« Er lehnte sich so weit vor, dass ich mein Spiegelbild in seinen silbrigen Augen erkennen konnte. »Ich fürchte, du hast mich jetzt am Hals, komme, was wolle.«

Ich bekam nur schwer Luft und wusste nicht, was ich sagen sollte. Am liebsten hätte ich ihm gedankt, aber für eine Fee hatten solche Worte eine andere Bedeutung. Dann wollte ich mich nach hinten lehnen und ihn küssen, aber das Kelpiefohlen würde mich wahrscheinlich in den Graben werfen, wenn ich das versuchte. »Ash ...«, setzte ich schließlich an, kam aber um den Rest einer Erwiderung herum, weil das Kelpiefohlen in diesem Moment abrupt stehen blieb. Wir waren am Ende einer langen, mit Kies bestreuten Auffahrt angelangt, die sich über einen kleinen Hügel zog. An einem Pfosten neben der Auffahrt hing gefährlich schief ein wohlbekannter grüner Briefkasten, der im Laufe der Zeit ziemlich ausgebleicht war, doch ich konnte selbst in der Dunkelheit problemlos lesen, was darauf stand.

### *Chase 14202*

Mein Puls setzte kurz aus. Ich war zu Hause.

Ich rutschte vom Rücken des Kelpiefohlens und stolperte, als ich auf dem Boden aufkam. Meine Beine fühlten sich nach der langen Zeit auf dem Pferderücken seltsam wackelig an. Ash stieg mühelos ab und raunte dem Kelpiefohlen etwas zu, woraufhin es schnaubend den Kopf hochriss und in die Dunkelheit davongaloppierte. Innerhalb von Sekunden war es verschwunden.

Ich spähte die lange Kiesauffahrt hinauf und spürte, wie mein Herzschlag sich beschleunigte. Direkt hinter diesem

Hügel warteten mein Zuhause und meine Familie: das alte grüne Farmhaus, dessen Farbe sich schon vom Holz löste; hinten raus – hinter dem matschigen Hof – die Schweineställe; Lukes Laster und Moms Kombi direkt vor dem Haus in der Einfahrt.

Ash tauchte neben mir auf, völlig lautlos auf dem Kies.  
»Bist du bereit?«

Nein, war ich nicht. Stattdessen spähte ich in die Richtung, in der das Kelpiefohlen verschwunden war. »Was ist mit unserem Reittier passiert?«, fragte ich, um mich von dem abzulenken, was ich eigentlich tun musste. »Was hast du zu ihm gesagt?«

»Ich habe ihm gesagt, dass die Gefälligkeit eingelöst ist und wir damit quitt sind.« Aus irgendeinem Grund schien ihn das zu amüsieren. Mit einem leisen Lächeln sah er dem Pferd hinterher. »Es hat den Anschein, als könne ich ihnen nicht mehr einfach Befehle erteilen, so wie früher. Von nun an werde ich mich darauf verlegen müssen, Gefälligkeiten einzufordern.«

»Ist das schlimm?«

Sein Lächeln verwandelte sich in ein breites Grinsen. »Es gibt eine Menge Leute, die mir noch etwas schuldig sind.« Als ich immer noch zögerte, deutete er mit dem Kopf auf die Auffahrt. »Geh. Deine Familie wartet auf dich.«

»Und was ist mit dir?«

»Es ist wahrscheinlich besser, wenn du erst mal allein gehst.« Leises Bedauern blitzte in seinen Augen auf und er schenkte mir ein gequältes Lächeln. »Ich glaube nicht, dass dein Bruder sonderlich glücklich wäre, mich wiederzusehen.«

»Aber ...«

»Ich werde in der Nähe sein.« Er strich mir eine Haarsträhne hinters Ohr. »Versprochen.«

Seufzend wandte ich mich wieder der Auffahrt zu. »Also gut«, murmelte ich und rüstete mich für das Unausweichliche. »Wird schon schiefgehen.«

Ich machte drei Schritte, spürte den Kies unter meinen Füßen und sah noch einmal zurück. Die leere Straße schien mich zu verspotten und der Wind ließ einige welke Blätter über die Stelle tanzen, an der Ash gerade noch gestanden hatte. *Typisch Fee*. Ich schüttelte den Kopf und setzte meine einsame Wanderung über die Auffahrt fort.

Es dauerte nicht lange, bis ich die Kuppe des Hügels erreicht hatte und es dort in all seiner rustikalen Pracht vor mir sah: das Haus, in dem ich zehn Jahre gelebt hatte. Die Fenster waren erleuchtet und ich konnte erkennen, dass sich meine Familie gerade in der Küche aufhielt. Moms schlanke Gestalt stand über die Spüle gebeugt, während Luke in einem verwaschenen Overall gerade schmutzige Teller auf die Arbeitsfläche stellte. Und wenn ich ganz genau hinsah, konnte ich Ethans lockigen Scheitel erkennen, der knapp über den Küchentisch hinausragte.

Mir stiegen Tränen in die Augen. Nach einem Jahr, in dem ich gegen Feen gekämpft hatte, herausgefunden hatte, wer ich wirklich war, und den Tod öfter ausgetrickst hatte, als mir lieb war, war ich endlich wieder zu Hause.

»Ist das nicht allerliebste?«, zischte eine Stimme.

Ich sah mich hektisch um.

»Hier oben, Prinzessin.«

Ich schaute hoch und bemerkte ein feines, schimmerndes

Netz, einen Moment bevor es mich traf und ich stürzte. Fluchend schlug ich um mich und zerrte an den Maschen, um das zarte Hindernis zu zerreißen. Ein schneidender Schmerz ließ mich aufkeuchen. Blut lief mir über die Finger und mit zusammengekniffenen Augen starrte ich auf die Fäden. Das Netz bestand aus einem feinen, biegsamen Draht, und durch meine Bemühungen hatte er mir in die Finger geschnitten.

Raues Gelächter lenkte mich von dem Netz ab, und ich verrenkte mir fast den Hals bei der Suche nach meinen Angreifern. Auf der einsamen Hochspannungsleitung, die sich zum Dach des Hauses zog, hockten drei aufgeblähte Kreaturen mit dürren Beinen, die im Mondlicht glänzten. Mein Herz geriet aus dem Rhythmus, als die drei völlig synchron von der Leitung sprangen und mit leisem Klicken auf dem Kies landeten. Sie richteten sich auf und krochen auf mich zu.

Ich schreckte zurück und verhedderte mich dabei noch mehr in dem Drahtnetz. Jetzt, wo ich sie deutlich sehen konnte, erinnerten sie mich an riesige Spinnen, nur dass sie irgendwie noch schrecklicher waren. Ihre dürren Beine bestanden aus großen, glänzenden Nadeln, deren Spitzen über den Boden huschten. Ihre Oberkörper sahen eher aus wie ausgemergelte dürre Frauen mit bleicher Haut und hervorquellenden schwarzen Augen. Ihre Arme bestanden aus Draht, und während sie weiter auf mich zukamen und ihre Beine sich klickend über den Kies bewegten, entrollten sie lange, nadelartige Finger wie Klauen.

»Da ist sie«, zischte eine von ihnen grinsend, während sie mich umzingelten. »Genau, wie der König es gesagt hat.«

»Zu leicht«, fauchte eine andere und starrte mich mit einem schwarzen Glupschaue an. »Ich bin ziemlich enttäuscht. Ich dachte, sie wäre ein guter Fang, aber in Wahrheit zappelt da nur ein magerer kleiner Käfer in unserem Netz. Wovor hat der König nur solche Angst?«

»Der König«, wiederholte ich, woraufhin die drei mich erstaunt anblinzelten. Sie waren wohl überrascht, dass ich mit ihnen sprach, statt mich ängstlich zusammenzukauern. »Ihr meint den falschen König, oder? Er ist also immer noch hinter mir her.«

Die Spinnenschrullen fletschten die Zähne und zischten.

»Wage es nicht, ihn derart zu schmähen, Kind!«, kreischte eine, packte das Netz und zog mich zu sich. »Er ist nicht der *falsche* König! Er ist der Eiserne König, der wahre Monarch der Eisernen Feen!«

»Nicht nach dem, was ich gehört habe«, widersprach ich und erwiderte den stechenden Blick der schwarzen Augen. »Ich bin dem Eisernen König begegnet, dem wahren Eisernen König Machina. Oder habt ihr ihn bereits vergessen?«

»Natürlich nicht«, zischte die Schwester der ersten Schrulle. »Wir werden Machina niemals vergessen. Er wollte dich zu seiner Königin machen, zur Königin aller Eisernen Feen, und du hast es ihm gedankt, indem du ihn umgebracht hast.«

»Er hat meinen Bruder entführt und plante, das Nimmernie zu zerstören!«, fauchte ich zurück. »Aber darum geht es jetzt nicht. Der König, dem ihr dient und der den Thron bestiegen hat, ist ein Hochstapler. Er ist nicht der wahre Erbe. Ihr unterstützt den falschen König.«

»Lüge!«, kreischten die Schrullen, umstellten mich und

packten mich mit ihren scharfen Nadelkrallen, so dass ich blutete. »Wer hat das gesagt? Wer wagt es, den Namen unseres neuen Königs zu beschmutzen?«

»Eisenpferd«, erklärte ich und wand mich, als eine mich an den Haaren packte und meinen Kopf hin und her schüttelte. »Eisenpferd hat das gesagt, Machinas Leutnant höchstpersönlich.«

»Der Verräter! Er und die Rebellen werden vernichtet werden, gleich nachdem der König sich um dich gekümmert hat!«

Die Spinnenschrullen kreischten jetzt in den höchsten Tönen, schrien Flüche und Drohungen und zerrten durch das Drahtnetz mit ihren Krallen an mir. Die eine packte meine Haare fester und zog mich an ihnen in die Höhe. Ich schnappte nach Luft und Tränen schossen mir in die Augen, während die Fee mich weiter anzischte.

Ein Blitz aus kaltem blauem Licht flammte zwischen uns auf. Die Eiserne Fee kreischte und ... *zerfiel* in Tausende winziger Splitter, die um mich herum zu Boden regneten. Sie funkelten in der Dunkelheit. Unzählige Nadeln reflektierten das Mondlicht, als die Spinnenschrulle so von dieser Welt abtrat, wie es ihrer Art entsprach. Die beiden anderen wichen heulend zurück, als jemand das Netz von mir wegzog und zwischen sie und mich trat.

»Geht es dir gut?«, knurrte Ash, während ich schwankend auf die Füße kam, wobei er die Schrullen nicht aus den Augen ließ. Meine Kopfhaut brannte, meine Finger bluteten immer noch und Dutzende winziger Kratzer von den Klauen der Schrullen bedeckten meine Arme, aber ich war nicht ernsthaft verletzt.

»Ich bin okay«, versicherte ich ihm, während ich langsam wütend wurde.

Ich spürte, wie der Schein in mir aufstieg wie ein Wirbelsturm, ein Strudel aus Emotion und Energie. Bei meiner ersten Begegnung mit Mab hatte die Winterkönigin meine Magie mit einem Siegel belegt, weil sie meine Macht fürchtete, doch dieses Siegel war gebrochen und ich konnte das Pulsieren des Scheins wieder spüren. Er war überall um mich herum, wild und ungezügelt, die Magie von Oberon und den Sommerfeen.

»Du hast unsere Schwester getötet!«, kreischten die Schrullen und zerrten wild an ihren Haaren. »Wir werden dich in Stücke reißen!« Zischend und mit erhobenen Klauen krochen sie auf uns zu.

Ich spürte den Schein, der wie eine Welle von Ash ausging, kälter als die Feenmagie des Sommers, und der Winterprinz riss den Arm nach vorn. Blaues Licht blitzte auf und eine der Schrullen stürzte in eine Wolke aus Eisdolchen, deren Spitzen sie wie Granatsplitter zerfetzten. Heulend löste sie sich auf und verwandelte sich in Tausende verstreute Teilchen, die im Gras funkelten. Ash zog sein Schwert und griff die Letzte an.

Die verbliebene Spinnenschrulle brüllte ihre Wut heraus und hob die Arme. Zehn schimmernde Drähte schienen aus ihren nadelspitzen Fingern zu wachsen. Sie schleuderte sie nach Ash, der sich schnell duckte, und die Drähte zerfetzten ein Bäumchen in der Nähe. Während Ash sie tänzelnd umkreiste, kniete ich mich hin, grub meine Finger in die Erde und rief meinen Schein. Ich spürte das Pulsieren von Leben tief in der Erde und schickte meine Bitte in den Boden,

flehte um Hilfe, um die eisernen Monster an der Oberfläche zu besiegen.

Die Spinnenschrulle war so auf den Versuch konzentriert, Ash in Streifen zu schneiden, dass es sie vollkommen überraschte, als plötzlich der Boden unter ihren Füßen aufbrach. Gräser, Flechten, Ranken und Wurzeln schlangen sich um ihre dürren Beine und krochen über ihren Oberkörper. Sie kreischte, schlug mit ihren tödlichen Drähten um sich und zerfetzte die Vegetation wie ein wütender Rasentrimmer, doch ich schickte immer mehr Schein in den Boden, und die Pflanzen reagierten darauf, indem sie wie im Schnelldurchlauf wuchsen.

Panisch versuchte die Spinnenschrulle zu fliehen und riss an den Pflanzen, die sich um ihre Beine gewickelt hatten und sie zu Boden zerrten. Dann flog über ihr ein dunkler Schatten durch die Luft, als Ash sich mit gerade nach unten gerichteter Klinge auf sie fallen ließ. Das Schwert traf den aufgeblähten Körper der Fee und nagelte sie für eine Sekunde am Boden fest, bevor sie sich bebend in einen Haufen Nadeln auflöste, die sich anschließend über den Boden verteilten.

Mit einem erleichterten Seufzer erhob ich mich, doch plötzlich schien die Erde unter mir wegzukippen. Die Bäume fingen an sich zu drehen, meine Arme und Beine wurden taub, und dann merkte ich nur noch, wie der Boden auf mich zukam.

Als ich aufwachte, lag ich auf dem Rücken und fühlte mich so atemlos und erschöpft, als wäre ich gerade einen Marathon gelaufen. Ash sah auf mich herab und in seinen Silberaugen spiegelte sich Sorge.

»Geht es dir gut, Meghan? Was ist passiert?«

Der Schwindel ließ langsam nach. Ich holte ein paar mal tief Luft, um sicherzugehen, dass mein Magen da blieb, wo er hingehörte, dann setzte ich mich auf und sah Ash an. »Ich ... habe keine Ahnung. Ich habe meinen Schein benutzt und dann ... bin ich einfach umgekippt.« Verdammt, die Welt drehte sich immer noch. Ich lehnte mich gegen Ash, der mich so vorsichtig festhielt, als hätte er Angst, ich könnte zerbrechen. »Ist das normal?«, murmelte ich mit dem Gesicht an seiner Brust.

»Nicht dass ich wüsste.« Er klang beunruhigt und besorgt, versuchte aber offenbar, es sich nicht anmerken zu lassen. »Vielleicht ist das eine Art Nebenwirkung, wenn die Magie so lange versiegelt war.«

Tja, noch etwas, wofür ich mich bei Mab bedanken konnte. Ash stand auf und zog mich vorsichtig mit hoch. Meine Arme brannten und meine Finger waren klebrig, wo ich sie mir an dem Drahtnetz aufgeschnitten hatte. Ash riss ein paar Streifen von seinem Hemd ab und wickelte sie schweigend um meine Hände. Er arbeitete schnell, doch seine Berührungen waren sanft.

»Sie haben auf mich gewartet«, murmelte ich und musterte die unzähligen Nadeln, die auf dem Hof verstreut lagen und im Mondlicht funkelten. Noch mehr Probleme, die die Feen meiner Familie machten. Mom und Luke würden wahrscheinlich ausflippen, und ich konnte nur hoffen, dass Ethan nicht aus Versehen auf eine der Nadeln trat, bevor sie sich in Luft auflösten. »Sie wissen, wo ich wohne«, fuhr ich fort. Die Splitter im Gras schienen mir zuzuzwinkern. »Der falsche König wusste, dass ich nach Hause kommen würde,

und hat sie hierhergeschickt ...« Mein Blick wanderte zum Haus und zu meiner Familie, die sich hinter den Scheiben bewegte, ohne zu ahnen, was für ein Chaos hier draußen herrschte.

Ich fror und mir war schlecht. »Ich kann nicht nach Hause«, flüsterte ich und spürte Ashs Blick auf mir. »Noch nicht. Ich kann diesen Wahnsinn nicht bei meiner Familie einschleppen.« Ich starrte das Haus noch einen Moment an, dann schloss ich die Augen. »Der falsche König wird nicht aufgeben. Er wird mir immer wieder jemanden auf den Hals hetzen und meine Familie wird zwischen die Fronten geraten. Ich kann das nicht zulassen. Ich ... ich muss verschwinden. Sofort.«

»Wo willst du denn hin?« Ashs ruhige Stimme drang durch meine Verzweiflung. »Wir können nicht ins Feenreich zurück und die Eisernen Feen sind in der Welt der Sterblichen überall.«

»Ich weiß es nicht.« Ich schlug die Hände vors Gesicht. Ich wusste nur, dass ich nicht bei meiner Familie sein, nicht nach Hause gehen und ein normales Leben führen konnte. Erst wenn der falsche König aufhörte, nach mir zu suchen, oder überraschend umkippte und starb.

Oder *ich* umkippte und starb. »Das spielt doch jetzt keine Rolle, oder?«, stöhnte ich zwischen den Fingern hindurch. »Egal, wohin ich gehe, sie werden mir ja sowieso folgen.«

Starke Finger schlossen sich um meine Handgelenke und zogen sanft meine Hände von meinem Gesicht. Zitternd sah ich in seine strahlenden Silberaugen.

»Ich werde weiter für dich kämpfen«, erklärte Ash mit

leiser, fester Stimme. »Tu, was du tun musst. Ich werde da sein, ganz egal, wie du dich entscheidest. Ob es ein Jahr dauert oder tausend – ich werde dafür sorgen, dass du in Sicherheit bist.«

Mein Herz klopfte wie wild. Ash ließ meine Handgelenke los, strich mit den Händen über meine Arme und zog mich an sich. Ich versank in seiner Umarmung und vergrub mein Gesicht an seiner Brust, benutzte ihn als Schild gegen die Enttäuschung und die Trauer, gegen das Wissen, dass meine Wanderjahre noch nicht vorbei waren. Mein Entschluss stand mir ganz klar vor Augen: Wenn ich wollte, dass diese endlose Flucht und die ewigen Kämpfe ein Ende fanden, würde ich mich mit dem Eisernen König auseinandersetzen müssen. Wieder einmal.

Ich schaute auf und sah zu der Stelle, wo die letzte Eiserner Fee gefallen war, auf die funkelnden Metallsplinter im Gras. Der Gedanke, dass solche Monster sich in mein Zimmer schleichen oder ihre mörderischen Blicke auf Ethan oder meine Mom richten könnten, ließ mich zittern vor Wut. *Also gut*, dachte ich und krallte meine Fäuste in Ashs Hemd. *Der falsche König will Krieg? Den kann er haben.*

Ich war noch nicht so weit. Erst musste ich stärker werden. Ich musste lernen, meine Magie zu kontrollieren, sowohl die Sommermagie als auch den Eisernen Schein, falls es überhaupt möglich war, beides zu beherrschen. Und dazu brauchte ich Zeit. Ich brauchte einen Platz, an den mir die Eisernen Feen nicht folgen konnten. Und ich kannte nur einen einzigen sicheren Ort, an dem die Diener des falschen Königs mich niemals finden würden.

Ash musste gespürt haben, dass ich einen Entschluss ge-

fasst hatte. »Wohin werden wir gehen?«, murmelte er mit den Lippen in meinen Haaren.

Ich holte tief Luft und lehnte mich zurück, um ihm ins Gesicht sehen zu können. »Zu Leanansidhe.«

Überraschung und ein Hauch von Beunruhigung huschten über sein Gesicht. »Die Königin der Exilanten? Bist du sicher, dass sie uns helfen wird?«

Nein, war ich nicht. Die Königin der Exilanten – wie sie unter anderem genannt wurde – war launisch, unberechenbar und offen gesagt ziemlich Furcht einflößend. Aber sie hatte mir schon einmal geholfen und ihr Heim im Zwischenraum, also dem Schleier, der die Welt der Sterblichen vom Feenreich trennte, war der einzige annähernd sichere Hafen für uns.

Außerdem hatte ich mit Leanansidhe noch eine Rechnung offen und einige Fragen, die sie mir beantworten sollte.

Ash beobachtete mich immer noch besorgt.

»Ich weiß es nicht«, antwortete ich ihm wahrheitsgemäß. »Aber mir fällt sonst niemand ein, der uns helfen könnte, und sie hasst die Eisernen Feen abgrundtief. Außerdem ist sie nun einmal die Königin der Exilanten. Und zu denen gehören wir schließlich auch, oder?«

»Wem sagst du das.« Ash verschränkte die Arme und lehnte sich gegen einen Baum. »Ich hatte bisher noch nicht das Vergnügen, sie kennenzulernen. Doch ich habe einiges über sie gehört. Und das war ziemlich Furcht einflößend.« Auf seiner Stirn erschien eine winzige Falte, dann seufzte er. »Das Ganze wird wahnsinnig gefährlich werden, oder?«

»Wahrscheinlich schon.«

Ein klägliches Lächeln umspielte seine Lippen. »Wohin zuerst?«

Mein Magen zog sich zusammen, doch ich war fest entschlossen. Ich schaute zurück auf mein Heim und meine Familie, die so verdammt nah waren, und schluckte schwer. *Noch nicht, aber bald*, versprach ich ihnen in Gedanken. *Bald werden wir uns wiedersehen können.*

»Nach New Orleans«, sagte ich dann und drehte mich zu Ash um, der geduldig gewartet hatte, ohne mich einen Moment aus den Augen zu lassen. »Zum Historischen Voodoo-museum. Dort gibt es etwas, das ich mir zurückholen muss.«

## *Von Kleinoden und Friedhofswärtern*

Jeder Stadtführer in New Orleans, der etwas auf sich hält, wird einem sagen, dass man nachts besser nicht allein durch die Straßen zieht. Mitten im French Quarter, das sich fest im Griff der Straßenlaternen und Touristen befand, war es relativ sicher, aber außerhalb dieses Bereichs verbargen sich in den dunklen Gassen Schlägertypen, Gangs und andere Jäger der Nacht.

Wegen der menschlichen Jäger machte ich mir keine Sorgen. Sie konnten uns nicht sehen, bis auf den einen weißhaarigen Obdachlosen, der sich gegen eine Mauer drückte und immer wieder flüsterte: »nicht hier, nicht hier«, als wir an ihm vorbeikamen. Aber die Dunkelheit barg auch noch andere Dinge. Zum Beispiel eine Púca mit Ziegenkopf, die uns aus einer Gasse auf der anderen Straßenseite mit einem irren Grinsen beobachtete, und die Dunkerwichtelgang, die uns durch mehrere Viertel verfolgte, bis ihnen schließlich langweilig wurde und sie sich auf die Suche nach einer leichteren Beute machten. New Orleans war eine Stadt voller Feen. Mystisches, Fantastisches und uralte Traditionen verbanden sich hier zu einer perfekten Mischung und zogen die verbannten Feen scharenweise an.

Ash ging neben mir her – ein schweigsamer, wachsamer Schatten –, eine Hand immer fast beiläufig am Schwert-

griff. Alles an ihm, von seinem Blick und der Kälte, wenn er vorbeiging, bis zu dem ruhigen, aber tödlichen Ausdruck auf seinem Gesicht, war eine Warnung: Das hier war niemand, mit dem man sich anlegen sollte. Obwohl er verbannt und nicht länger ein Prinz des Dunklen Hofes war, war er immer noch ein beeindruckender Krieger, immer noch der Sohn von Königin Mab, und nur wenige wagten es, ihn zu reizen.

Zumindest sagte ich mir das immer wieder, während wir nach und nach tiefer in die finsternen Seitengassen des French Quarter vordrangen und uns langsam unserem Ziel näherten. Doch dann erschien am Ende einer engen Gasse plötzlich die Dunkerwichtelgang, von der ich gedacht hatte, sie hätte aufgegeben, und versperrte uns den Weg. Sie waren klein und kräftig, bössartige Zwerge mit blutroten Mützen, und ihre Augen und ihre schartigen Zähne funkelten in der Dunkelheit.

Ash blieb stehen. Mit einer fließenden Bewegung schob er mich hinter sich und zog sein Schwert, das die Gasse in flackerndes blaues Licht tauchte. Ich ballte die Fäuste und sog Schein aus der Luft, wobei ich Angst, Besorgnis und einen Hauch von Gewaltbereitschaft wahrnahm. Während ich den Schein zu mir zog, wurde mir übel und schwindelig und ich musste darum kämpfen, auf den Füßen zu bleiben.

Einen Moment lang rührte sich niemand.

Dann stieß Ash ein finsternes, humorloses Lachen aus und trat ein paar Schritte vor. »Wir können noch die ganze Nacht so herumstehen und uns anstarren«, sagte er und sah dabei den größten Dunkerwichtel, der sich ein schmutziges rotes Tuch um den Kopf geschlungen hatte und dem ein

Auge fehlte, herausfordernd an. »Oder wäre es euch lieber, wenn ich gleich mit dem Massaker beginne?«

Der Einäugige fletschte die Zähne. »Mach dich locker, Prinz«, entgegnete er mit rauer Stimme, die an das Knurren eines Hundes erinnerte. »Wir haben kein Problem mit dir.« Er schniefte und wischte sich die Hakennase ab. »Haben nur das Gerücht gehört, dass ihr in der Stadt seid, verstande, und würden gern ein paar Worte mit der Kleinen wechseln, bevor ihr wieder abhaut, das ist alles.«

Das ließ mich auf der Stelle misstrauisch werden. Ich konnte Dunkerwichtel nicht ausstehen. Wann immer ich ihnen bisher begegnet war, hatten sie versucht, mich zu entführen, zu foltern oder zu fressen. Sie waren die Söldner und Schläger des Dunklen Hofes, und die Verbannten unter ihnen waren sogar noch schlimmer. Ich wollte nichts mit ihnen zu tun haben.

Ash hielt sein Schwert auf sie gerichtet und ließ die Dunkerwichtel nicht aus den Augen. Seine freie Hand wanderte hinter seinen Rücken und nahm meine. »Na schön. Sagt, was ihr zu sagen habt, und dann verschwindet.«

Der Einäugige fauchte ihn an, wandte sich dann aber an mich: »Wollten Euch nur wissen lassen, *Prinzessin*«, er betonte das Wort mit einem anzüglichen Grinsen, »dass es so 'ne Clique von Eisernen Feen gibt, die überall in der Stadt rumschnüffeln und nach Euch suchen. Einer von denen bietet eine Belohnung für jede Information über Euren Aufenthaltsort. Ich wäre also echt vorsichtig, wenn ich Ihr wäre.« Einauge zog sich das Tuch vom Kopf und machte eine alberne, höhnische Verbeugung. »Dachte mir, dass Ihr das vielleicht wissen wollt.«

Ich versuchte nicht zu zeigen, wie erschrocken ich war. Nicht darüber, dass die Eisernen Feen nach mir suchten, das war ja sowieso klar, sondern darüber, dass ein Dunkerwichtel es auf sich nahm, mich deswegen zu warnen. »Warum erzählt ihr mir das?«

»Und wie kann ich sicher sein, dass *ihr* nicht losrennt und ihnen verrätet, wo wir sind?«, ergänzte Ash mit kalter Stimme.

Der Anführer der Dunkerwichtel musterte Ash mit halb empörtem, halb ängstlichem Blick. »Glaubt Ihr wirklich, ich will diese Eisenplage in meinem Revier haben? Glaubt Ihr wirklich, ich würde mit denen *handeln*? Ich will jeden Einzelnen von ihnen tot sehen oder zumindest aus meinem Revier raushaben. Ich werde ihnen verflucht noch mal ganz sicher nicht geben, was sie wollen. Wenn es irgendeinen Weg gibt, denen einen Strich durch die Rechnung zu machen, dann werde ich den nehmen, selbst wenn das bedeutet, dass ich *Euch* warnen muss, um *die* zu ärgern. Und wenn Ihr es schafft, die alle für mich umzubringen, hey – das wäre für mich die beste Nachricht des Abends.« Er starrte mich hoffnungsvoll an.

Ich wand mich unbehaglich. »Ich werde euch ganz sicher nichts versprechen«, sagte ich warnend, »ihr könnt also aufhören, mir zu drohen.«

»Wer sagt denn, dass ich Euch drohe?« Einauge hob beschwichtigend die Hände und sein Blick schweifte kurz zu Ash. »Das ist bloß eine freundliche Warnung. Ich dachte mir nur, hey, sie hat doch früher auch schon diese eisernen Arschlöcher erledigt. Vielleicht will sie das ja mal wieder machen.«

»Wer hat dir das erzählt?«

»Oh, bitte. Das ist stadtbekannt. Wir wissen von Euch – von Euch und Eurem Dunklen Lover hier.« Er sah Ash abschätzig an, der seinen Blick gelassen erwiderte. »Wir haben von dem Zepter gehört, und wie Ihr diese eiserne Schlampe kaltgemacht habt, die es gestohlen hatte. Wir wissen auch, dass Ihr es Mab zurückgegeben habt, um den Krieg zwischen Sommer und Winter zu beenden, und dass sie Euch zum Dank dafür verbannt haben.« Einauge schüttelte den Kopf und sah mich fast schon mitfühlend an. »Neuigkeiten verbreiten sich auf der Straße sehr schnell, Prinzessin, besonders wenn die Eisernen Feen rumrennen wie kopflose Hühner und eine Belohnung auf ›die Tochter des Sommerkönigs‹ aussetzen. Also, ich würde aufpassen, wenn ich Ihr wäre.«

Er schniefte, drehte sich zur Seite und spuckte einem seiner Handlanger auf die Schuhe. Der andere Dunkerwichtel fluchte fauchend, doch Einauge schien das gar nicht zu bemerken.

»Aber egal, so ist es jedenfalls. Als ich sie das letzte Mal gesehen habe, haben diese Arschlöcher rund um die Bourbon Street rumgeschnüffelt. Falls Ihr es doch einrichten könnt, sie umzulegen, Prinzessin, sagt ihnen, der Einäugige Jack lässt schön grüßen. Und jetzt Abmarsch, Jungs.«

»Äh, Boss.« Der Dunkerwichtel, der gerade bespuckt worden war, grinste mich an und leckte sich die Reißzähne. »Können wir die Prinzessin nicht anknabbern, nur ein kleines bisschen?«

Der Einäugige Jack zog dem aufmüpfigen Feenwesen eins über den Schädel, ohne auch nur hinzusehen. »Idiot«,

fauchte er. »Ich habe keine Lust, deine gefrorenen Eingeweide vom Pflaster zu kratzen. Und jetzt bewegt euch, ihr dämlichen Vollidioten, bevor ich die Geduld mit euch verliere.«

Der Anführer der Dunkerwichtel grinste mich an, schenkte Ash ein letztes, verächtliches Lächeln und zog sich zurück. Fauchend und streitend zog die Dunkerwichtelgang ab und verschwand in der Dunkelheit.

Ich sah Ash an. »Weißt du, es gab mal eine Zeit, da habe ich mir gewünscht, so heiß begehrt zu sein.«

Er steckte sein Schwert weg. »Sollen wir uns ein Nachtlager suchen?«

»Nein.« Ich rieb mir die Arme, entließ den Schein, wobei auch das Unwohlsein verging, das mit ihm gekommen war, und starrte angestrengt die Straße hinunter. »Ich kann nicht weglaufen und mich verstecken, nur weil die Eisernen Feen nach mir suchen. So käme ich nie weiter. Wir sollten einfach in Bewegung bleiben.«

Ash nickte. »Wir sind auch fast da.«

Wir erreichten unser Ziel ohne weitere Zwischenfälle.

Das Historische Voodoo-Museum von New Orleans sah noch genauso aus, wie ich es in Erinnerung hatte: eine verwiterte schwarze Doppeltür, die tief in die Wand eingelassen war. Das Holzschild, das über uns an einer Kette hing, quietschte im Wind.

»Ash«, murmelte ich, während wir uns leise der Tür näherten. »Ich habe nachgedacht.« Die Begegnung mit den Spinnenschrullen und den Dunkerwichteln hatte mich weiter in meiner Überzeugung bestärkt, und ich war jetzt bereit, über meine Pläne zu sprechen. »Ich möchte, dass du etwas für mich tust, wenn das für dich okay ist.«

»Was immer du willst.« Wir standen jetzt vor der Tür und Ash spähte durch ein Fenster ins Innere des Hauses. Im Museum war alles dunkel. Dann sah er sich nach allen Seiten um, bevor er eine Hand auf die Tür legte. »Ich höre dir zu, Meghan«, murmelte er. »Was soll ich für dich tun?«

Ich holte tief Luft. »Bring mir bei, wie man kämpft.«

Mit hochgezogenen Augenbrauen drehte er sich zu mir um.

Ich nutzte den Moment des Schweigens und machte weiter, bevor er protestieren konnte. »Ich meine es ernst, Ash. Ich habe es satt, immer tatenlos am Rand zu stehen und zuzusehen, wie du für mich kämpfst. Ich will lernen, mich zu verteidigen. Wirst du es mir beibringen?« Stirnrunzelnd öffnete er den Mund, doch bevor er etwas sagen konnte, fügte ich hinzu: »Und komm mir jetzt nicht mit diesem Mist, dass du nur meine Ehre verteidigst oder dass Mädchen nicht mit Waffen umgehen können oder dass es zu gefährlich für mich wäre, zu kämpfen. Wie soll ich den falschen König besiegen, wenn ich nicht einmal ein Schwert schwingen kann?«

»*Eigentlich* wollte ich sagen«, begann Ash mit fast feierlich ernster Stimme, die im krassen Gegensatz zu dem schmalen Grinsen in seinem Gesicht stand, »dass ich das für eine gute Idee halte. Ich wollte dir sowieso vorschlagen, dass wir dir eine Waffe besorgen, wenn wir hier fertig sind.«

»Oh«, erwiderte ich leise.

Ash seufzte. »Wir haben eine Menge Feinde«, fuhr er fort. »Und so sehr ich den Gedanken auch hasse, könnte es doch Zeiten geben, in denen ich nicht da sein werde, um dir zu helfen. Daher ist es lebenswichtig, dass du lernst, zu

kämpfen und mit dem Schein umzugehen. Ich war noch dabei, mir zu überlegen, wie ich dir vorschlagen könnte, dass ich dich unterrichte, ohne dass du mir gleich ins Gesicht springst.« Dann lächelte er – eigentlich nur ein winziges Zucken seiner Mundwinkel –, bevor er den Kopf schüttelte und sagte: »Wahrscheinlich hatte ich so oder so keine Chance.«

»Oh«, sagte ich wieder, diesmal noch etwas leiser. »Tja, dann ... schön. Solange wir uns da einig sind.« Ich war froh, dass die Dunkelheit mein feuerrotes Gesicht verbarg, obwohl Ash es, so wie ich ihn kannte, wahrscheinlich trotzdem registrierte.

Immer noch lächelnd drehte Ash sich wieder zu der Tür um, legte eine Hand an das verwitterte Holz und murmelte ein Wort. Mit einem Klicken schwang die Tür langsam auf.

Im Inneren des Museums war es muffig und warm. Als wir vorsichtig durch die Tür traten, stolperte ich über dieselbe Falte im Teppich wie vor einem Jahr und fiel gegen Ash. Er fing mich mit einem Seufzer auf, ebenfalls wie vor einem Jahr. Doch diesmal berührte er anschließend sanft meine Hand und beugte sich zu mir, um mir etwas ins Ohr zu flüstern.

»Erste Lektion«, begann er, und ich hörte deutlich die Belustigung in seiner Stimme, auch wenn ich im Zwielicht seinen Gesichtsausdruck nicht erkennen konnte. »Pass immer auf, wo du hintrittst.«

»Danke«, erwiderte ich trocken. »Ich werde es mir merken.«

Er wandte sich ab und erschuf einen Ball aus Feenfeuer. Die glühende, bläulich-weiße Kugel schwebte über unseren

Köpfen und erleuchtete den Raum mit seiner makaberen Sammlung verschiedenster Voodooutensilien. Von der gegenüberliegenden Wand grinsten uns immer noch das Skelett mit dem Zylinder und die Schaufensterpuppe mit dem Alligatorenkopf an. Doch das Duo wurde jetzt durch eine uralte, mumienhafte Gestalt ergänzt, eine verschrumpelte alte Frau, deren Augen tief in dunklen Höhlen lagen und deren Arme so brüchig wirkten wie trockene Zweige.

Dann wandte sich das verdorrte Gesicht mir zu und lächelte, woraufhin ich mir einen kleinen Schrei verkneifen musste.

»Hallo, Meghan Chase«, flüsterte das Orakel und glitt von der Wand und seinen beiden gruseligen Bodyguards weg. »Ich wusste, dass du zurückkehren würdest.«

Ash griff nicht nach seinem Schwert, aber ich spürte, wie sich die Muskeln unter seiner Haut spannten. Ich holte tief Luft, um mein rasendes Herz zu beruhigen, und trat vor. »Dann weißt du ja auch, warum ich hier bin.«

Der ausdruckslose Blick des Orakels richtete sich auf mein Gesicht. »Du wünschst zurückzunehmen, was du vor einem Jahr gegeben hast. Was dir damals nicht so wichtig erschien, ist dir nun sehr teuer. So ist es immer. Ihr Sterblichen wisst nicht, was ihr habt, bis ihr es verliert.«

»Die Erinnerung an meinen Vater.« Ich trat noch weiter von Ash weg und überwand die Distanz zwischen mir und dem Orakel. Der leere Blick der Alten folgte mir und der Geruch von verstaubten Zeitungen drang mir in Mund und Nase, als ich mich ihr näherte. »Ich will sie zurück. Ich brauche sie, wenn ... falls ich ihn bei Leanansidhe wiedersehe. Ich muss einfach wissen, was er mir bedeutet. Bitte.«

Das Wissen, dass ich einen solchen Fehler gemacht hatte, schmerzte immer noch. Als ich damals nach meinem Bruder gesucht hatte, hatten wir das Orakel um Hilfe gebeten. Die Seherin hatte sich zwar dazu bereiterklärt, wollte als Gegenleistung aber eine Erinnerung von mir. Damals schien mir das völlig unbedeutend zu sein. Ich war mit dem Preis einverstanden und hatte danach keine Ahnung gehabt, welche Erinnerung sie genommen hatte.

Dann waren wir Leanansidhe begegnet, die sich in ihrem Heim im Zwischenraum einige Menschen hielt. All ihre Menschen waren irgendwelche Künstler: brillant, talentiert und leicht verrückt, da sie schon so lange im Zwischenraum lebten. Einer von ihnen, ein begnadeter Pianist, hatte sich ziemlich für mich interessiert, obwohl ich keine Ahnung hatte, wer er war. Das fand ich erst heraus, nachdem wir die Villa verlassen hatten und es zu spät war, zurückzugehen.

Mein Vater. Mein menschlicher Vater, oder zumindest der Mann, der mich aufgezogen hatte, bis ich sechs war und er verschwand. Das war die Erinnerung, die mir das Orakel genommen hatte: jegliches Wissen über meinen menschlichen Dad. Und jetzt brauchte ich sie zurück. Wenn ich zu Leanansidhe ging, wollte ich alle Erinnerungen an meinen Vater präsent haben, bevor ich sie fragen würde, warum er überhaupt bei ihr war.

»Dein Vater ist Oberon, der Sommerkönig«, flüsterte das Orakel, und sein schmaler Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Dieser Mann, den du suchst, dieser Mensch, er ist nicht mit dir verwandt. Er ist ein gewöhnlicher Sterblicher. Ein Fremder. Was kümmert's dich?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich und fühlte mich elend.

»Ich weiß nicht einmal, ob es mich kümmern *sollte*, aber ich will Gewissheit haben. Wer war er? Warum hat er uns verlassen? Warum ist er jetzt bei Leanansidhe?« Ich verstummte und starrte das Orakel an, dabei spürte ich, wie Ash hinter mich trat, um mich schweigend zu unterstützen. »Ich muss es wissen«, flüsterte ich. »Ich brauche diese Erinnerung zurück.«

Nachdenklich tippte das Orakel seine glitzernden Fingernägel aneinander. »Der Handel war fair«, sagte die Alte schließlich mit rauher Stimme. »Ein Tausch, dem wir beide zugestimmt hatten. Ich kann dir nicht einfach geben, was du begehrst.« Sie rümpfte die Nase und wirkte einen Moment entrüstet. »Ich verlange eine Gegenleistung.«

Das hatte ich mir schon gedacht. Von einem Feenwesen konnte man nicht erwarten, dass es einem einen Gefallen tat, ohne einen Preis dafür zu verlangen. Ich unterdrückte meine Verärgerung, warf Ash einen kurzen Blick zu und sah, dass er nickte. Er hatte ebenfalls damit gerechnet. Seufzend wandte ich mich wieder an das Orakel: »Was willst du?«

Die Seherin tippte sich mit einem Fingernagel ans Kinn und ein paar Flocken toter Haut oder Staub lösten sich. Angeekelt rümpfte ich die Nase und wich einen Schritt zurück. »Hm, mal sehen. Wovon würde das Mädchen sich wohl trennen? Vielleicht ... dein Erstge...«

»Nein«, sagten Ash und ich gleichzeitig.

Sie schnaubte. »Einen Versuch war es wert. Na schön.« Sie beugte sich vor und musterte mich aus den leeren Höhlen in ihrem Gesicht. Ich spürte, wie etwas sanft meinen Geist berührte, wich zurück und schloss sie aus.

Das Orakel zischte und die Luft wurde erfüllt von einem starken Verwesungsgeruch. »Wie ... interessant«, murmelte es nachdenklich. Ich wartete, aber es ging nicht weiter darauf ein, sondern zog sich einen Moment später zurück, wobei ein seltsames Lächeln auf dem verschrumpelten Gesicht lag. »Nun gut, Meghan Chase, das ist meine Forderung: Du bist nicht gewillt, irgendetwas aufzugeben, das dir wichtig ist. Es wäre also reine Zeitverschwendung, nach etwas Derartigem zu fragen. Also werde ich dich stattdessen bitten, mir etwas zu bringen, das einem anderen wichtig ist.«

Verwirrt blinzelte ich sie an. »Was?«

»Ich wünsche, dass du mir ein Kleinod bringst. Das ist sicherlich nicht zu viel verlangt.«

»Ääähhh ...« Hilflos sah ich zu Ash. »Was ist ein Kleinod?«

Das Orakel seufzte. »Immer noch so ahnungslos.« Sie warf Ash einen fast mütterlich wirkenden, tadelnden Blick zu. »Ich hoffe, in Zukunft werdet Ihr sie besser unterweisen, junger Prinz. Nun hör mir zu, Meghan Chase, und ich werde dich an überliefertem Wissen der Feen teilhaben lassen.« Sie nahm mit ihren knöchigen Krallenfingern einen Schädel von einem Tisch. »Die meisten Dinge sind genau das: banal, gewöhnlich, alltäglich. Nichts Besonderes. Jedoch ...« Mit einem dumpfen Knall setzte sie den Schädel wieder ab und nahm vorsichtig einen kleinen Lederbeutel zur Hand, der mit einer Schnur verschlossen war. Als sie ihn hochhielt, hörte ich kleine Steine oder Knochen darin klappern. »Gewisse Dinge wurden von Sterblichen derart geliebt und geschätzt, dass sie zu etwas gänzlich anderem wurden – zu einem Symbol dieses Gefühls, sei es nun Liebe,

Hass, Stolz oder Angst: eine Lieblingspuppe oder das Meisterwerk eines Künstlers. Und manchmal, wenn auch selten, wird dieser Gegenstand so wichtig, dass er ein Eigenleben entwickelt. Es ist so, als bliebe ein Teil der Seele des Sterblichen zurück, als bliebe er an diesem früher so gewöhnlichen Gegenstand haften. Wir Feen nennen diese Gegenstände Kleinode und sie sind äußerst begehrt, denn sie geben einen ganz speziellen Schein ab, der niemals verblasst.« Das Orakel trat zurück und schien mit den Sammlerstücken an den Wänden zu verschmelzen. »Bring mir ein Kleinod, Meghan Chase«, flüsterte es, »dann werde ich dir deine Erinnerung zurückgeben.«

Dann war die Alte verschwunden.

Fröstelnd rieb ich mir die Arme und drehte mich zu Ash um, der sehr nachdenklich wirkte. Er starrte immer noch auf die Stelle, wo das Orakel verschwunden war.

»Großartig«, murmelte ich. »Also, wir müssen so ein Kleinoddingsda finden. Ich schätze mal, die liegen nicht einfach so herum, oder? Irgendwelche Vorschläge?«

Er erwachte aus seiner Trance und sah auf mich herunter. »Eventuell weiß ich, wo wir eines finden können«, erklärte er immer noch nachdenklich und sehr ernst. »Diesen Ort besuchen Menschen allerdings nicht besonders gern, vor allem nicht bei Nacht.«

Ich lachte. »Wie, meinst du etwa, ich käme damit nicht klar?«

Er zog eine Augenbraue hoch und ich warf ihm einen bösen Blick zu.

»Ash, ich war schon in Arkadia, Tir Na Nog, dem Gestrüpp, dem Zwischenraum, dem Eisernen Reich, in Ma-

chinas Turm und auf den Schlachtfeldern des Nimmernie. Ich denke nicht, dass es noch einen Ort gibt, der mir Angst machen könnte.«

Ein belustigtes Funkeln erschien in seinen Augen, eine wortlose Herausforderung an mich. »Nun gut«, sagte er, während er mich nach draußen führte. »Dann folge mir.«

Die Stadt der Toten lag vor mir, kahl und schwarz unter einem runden gelben Mond und dampfend in der feuchten Luft. Unzählige Gräfte, Gräber und Mausoleen säumten die schmalen Wege, einige liebevoll geschmückt mit Blumen, Kerzen und Gedenktafeln, andere völlig verwahrlost und verfallen. Ein paar sahen aus wie Miniaturhäuser oder sogar wie winzige Kathedralen mit Türmchen und Steinkreuzen, die sich dem Himmel entgegenstreckten. Engelsstatuen und weinende Frauengestalten sahen von den Dächern herab, entweder ernst oder schmerzerfüllt und traurig. Ihre dunklen Augenhöhlen schienen mich auf meinem Weg zwischen den Gräbern zu verfolgen.

*Ich sollte wirklich lernen, meine große Klappe im Zaum zu halten*, dachte ich, während ich Ash die schmalen Pfade entlang folgte und mir jedes Geräusch und jeder verdächtig wirkende Schatten einen Schauer über den Rücken jagte. Eine warme Brise flüsterte zwischen den Gräbern, wirbelte Staub auf und ließ tote Blätter über den Boden tanzen. Meine viel zu lebhaftes Fantasie arbeitete auf Hochtouren und ließ mich zwischen den Grabreihen schlurfende Zombies und quietschende Steintüren sehen, die sich langsam öffneten, während Skeletthände nach uns griffen. Zitternd drückte ich mich an Ash, dem es frustrierenderweise überhaupt

nichts auszumachen schien, mitten in der Nacht über einen Friedhof in New Orleans zu wandern. Ich spürte, wie er sich im Stillen über mich amüsierte, und ich schwor mir, dass ich ihm eine reinhauen würde, falls er irgendwas in der Art von sich geben würde wie: *Ich hab's dir doch gesagt.*

*Es gibt hier keine Geister*, sagte ich mir, während mein Blick panisch zwischen den Gräften hin und her flog. *Keine Geister, keine Zombies, keine Männer mit Hakenhand, die nur darauf warten, dumme Teenager, die nachts auf den Friedhof kommen, in eine Falle zu locken. Sei gefälligst nicht so parano...*

Ich registrierte eine Bewegung zwischen den Gräbern – ein weißes, geisterhaftes Flattern: eine Frau in einer blutbefleckten Kutte, die knapp über der Erde schwebte. Mir blieb fast das Herz stehen, und mit einem Quietschen packte ich Ashs Ärmel und zwang ihn, stehen zu bleiben. Als er sich zu mir umdrehte, warf ich mich in seine Arme und vergrub mein Gesicht an seiner Brust. Wer brauchte schon Stolz? Ich würde ihn später dafür umbringen, dass er mich hierhergebracht hatte.

»Meghan?« Besorgt hielt er mich fest. »Was ist?«

»Ein Geist«, flüsterte ich und gestikulierte wie wild in die Richtung, wo die Gestalt aufgetaucht war. »Ich habe einen Geist gesehen. Da drüben.«

Er drehte sich in die entsprechende Richtung um, dann spürte ich, wie er sich entspannte. »Eine Banshee«, murmelte er und klang dabei, als versuche er, seine Belustigung zu unterdrücken. »Es ist nicht ungewöhnlich, sie hier zu sehen. Sie halten sich oft noch auf den Friedhöfen auf, nachdem der Tote begraben wurde.«

Vorsichtig sah ich auf und beobachtete, wie die Banshee in der Dunkelheit umherschwebte. Also kein Geist. Mit einem entrüsteten Schnauben trat ich zurück, aber nicht so weit, dass ich Ash loslassen musste. »Sollten Banshees nicht eigentlich irgendwo unterwegs sein und rumheulen?«, murmelte ich und warf dem Möchtegergeist einen finsternen Blick zu. »Warum hängt sie hier rum?«

»Auf alten Friedhöfen lässt sich jede Menge Schein finden. Spürst du ihn nicht?«

Jetzt, wo er es sagte, bemerkte ich es auch. Trauer, Angst und Verzweiflung hingen wie ein dünner grauer Nebel über allem, klebten an den Steinen und krochen über den Boden. Als ich einatmete, flutete der Schein meine Nase und meinen Mund. Ich schmeckte Salz, Tränen und starken, schwelenden Schmerz, vermischt mit abgrundtief schwarzer Todesangst und der Furcht vor dem Unbekannten.

»Grässlich«, würgte ich hervor.

Ash nickte. »Ich mache mir auch nicht wirklich was draus, aber einige unserer Art ziehen Trauer und Angst allem anderen vor. Deshalb wirken Friedhöfe so anziehend auf sie, besonders nachts.«

»Wie Banshees?«

»Banshees sind Todesomen und bleiben manchmal noch eine Weile am Ort ihres letzten Ziels.« Ash hatte mich immer noch nicht losgelassen. Ihm schien es zu gefallen, mich so zu halten, und mir gefiel es, genau in dieser Position zu bleiben. »Aber es gibt noch andere wie Schwarze Männer oder Wiedergänger, deren einziger Lebenszweck darin besteht, die Sterblichen zu ängstigen. Vielleicht sehen wir noch

ein paar von ihnen, aber sie werden dich nicht belästigen, solange du keine Angst hast.«

»Zu spät«, murmelte ich und spürte, wie er in sich hineinlächelte. Sofort starrte ich ihn böse an, woraufhin er meinen Blick voller Unschuld erwiderte. »Nur damit du es weißt«, knurrte ich und rammte ihm den Zeigefinger gegen die Brust, »später werde ich dich definitiv umbringen, weil du mich hierhergebracht hast.«

»Ich freue mich schon darauf.«

»Warte nur. Es wird dir noch leidtun, wenn mich irgendetwas packt und ich so laut schreie, dass es sogar die Toten aufweckt.«

Lächelnd ließ Ash mich los. »Dieses Etwas müsste aber zuerst an mir vorbei«, versprach er mit einem gefährlichen Funkeln in den Augen. »Abgesehen davon sind die meisten Dinge, die dich packen könnten, nicht wesentlich anders als der Schwarze Mann im Kinderzimmer – nervtötend, aber harmlos. Die wollen dir nur einen Schrecken einjagen.« Er wurde wieder ernst, kniff die Augen zusammen und sah sich wachsam auf dem Friedhof um. »Die eigentliche Bedrohung wäre der Grimm, falls dieser Friedhof einen hat.«

»Was ist ein Grimm?« Irgendwie musste ich an Grimalkin denken, den neunmalklugen sprechenden Kater, der immer dann auftauchte, wenn man am wenigsten damit rechnete, und stets Gefälligkeiten als Gegenleistung für seine Hilfe verlangte. Ich fragte mich, wo der Kater wohl gerade steckte und ob er nach unserem letzten Abenteuer in den Wilden Wald zurückgekehrt war. Obwohl ein Grimm, da wir uns auf einem Friedhof befanden, natürlich auch ein grinsendes Skelett in einer schwarzen Kutte sein konnte, das

mit einer Sense in der Hand die Grabreihen entlangschwebte. Zitternd verfluchte ich meine hyperaktive Vorstellungskraft. Bei aller Liebe, wenn *so etwas* auf mich zukäme, wäre es völlig egal, ob Ash bei mir war – dann würden selbst die Leute am anderen Ende der Stadt meinen Schrei hören.

Ein unheimliches Heulen zerriss die Stille der Nacht und ließ mich zusammenzucken. Ash erstarrte und unter seinem Hemd spannten sich die sehnigen Muskeln. Eine tödliche Ruhe breitete sich auf seinem Gesicht aus: die Maske von Ash, dem Killer. Auf dem Friedhof wurde es totenstill, so als hätten selbst die Geister und Schwarzen Männer Angst, sich zu rühren.

»Lass mich raten. *Das* war der Grimm.«

Ashs Stimme war sehr leise, als er sich wegdrehte: »Gehen wir.«

Wir liefen noch ein paar Reihen weiter an steinernen Grabhäusern entlang. Ich spähte angespannt zwischen den Gräbern hindurch und rechnete jederzeit damit, dass mich Schwarze Männer, Wiedergänger oder sonst etwas ansprang. Außerdem hielt ich Ausschau nach dem mysteriösen Grimm, während mein verängstigtes Gehirn mir Werwölfe, Zombiehunde und sensenschwingende Skelette vorgaukelte, die uns verfolgten.

Endlich erreichten wir ein kleines, steinernes Mausoleum mit einem alten Kreuz auf dem Dach und einer schlichten Holztür – also nichts Schickes oder Extravagantes. Die winzige Gedenktafel an der Mauer war so verwittert, dass es unmöglich war, sie zu entziffern. Ich wäre einfach an dem Grabhaus vorbeigelaufen, wenn Ash nicht davor stehen geblieben wäre.

»Wessen Grab ist das?«, fragte ich und hielt einen möglichst großen Abstand von der Tür, als würde sie gleich quietschend aufspringen und den gruseligen Inhalt des Grabes enthüllen.

Ash stieg die bröckeligen Granitstufen hinauf und legte eine Hand an das Holz der Tür. »Ein altes Ehepaar, niemand Besonderes«, erwiderte er und ließ die Finger über die brüchige Oberfläche gleiten, als könne er spüren, was sich auf der anderen Seite befand. Dann sah er mich aus zusammengekniffenen Augen an. »Meghan, komm hier rauf, schnell.«

Ich zuckte zusammen. »Wir gehen da *rein*?«

»Wenn ich erst mal die Tür geöffnet habe, wird der Grimm wissen, dass wir hier sind. Es ist seine Pflicht, den Friedhof und die Überreste derer, die hier liegen, zu bewachen. Er wird also ganz und gar nicht glücklich darüber sein, dass wir die Ruhe der Toten stören. Und glaub mir, du willst bestimmt nicht allein da draußen sein, wenn er kommt.«

Mit rasendem Puls hastete ich die Stufen hinauf, drückte mich an Ashs Rücken und spähte über den Friedhof. »Was ist er überhaupt?«, fragte ich. »Kannst du uns nicht einfach mit deinem Schwert einen Weg an ihm vorbei bahnen oder uns unsichtbar machen oder so?«

»Das ist nicht so leicht«, erklärte Ash geduldig. »Ein Grimm, der als Friedhofswächter fungiert, ist immun gegen Magie und Schein – er durchschaut jede Illusion. Und selbst wenn du ihn tötest, stirbt er nicht. Um einen Grimm zu vernichten, muss man seinen wahren Körper ausgraben und verbrennen, aber dazu fehlt uns die Zeit.« Er wandte sich

wieder der Tür zu, murmelte leise ein Wort und schob sie auf.

Ein heißer Luftschwall schlug uns aus der Gruft entgegen, zusammen mit dem muffigen Geruch nach Staub, Schimmel und Verwesung. Würgend drückte ich mein Gesicht gegen Ashs Schulter, während wir uns vorsichtig hineinschoben und die Tür hinter uns schlossen. Der winzige Raum war heiß wie ein Backofen. Nach wenigen Sekunden war ich völlig verschwitzt, während ich mir einen Ärmel vor Mund und Nase drückte. Keuchend atmete ich durch den Stoff und versuchte, nicht einfach mitten auf den Boden zu kotzen.

Auf einem leicht erhöhten Steintisch lagen zwei Skelette, dicht nebeneinander. Der Raum war so klein, dass man den Tisch kaum umrunden konnte, was bedeutete, dass die Skelette ziemlich nah waren. Zu nah, für meinen Geschmack. Die Knochen waren vergilbt und nichts hing mehr an ihnen – keine Haut, keine Haare, kein Fleisch. Sie mussten also schon eine ganze Weile hier liegen.

Mir fiel auf, dass die Skelette sich an den Händen hielten. Die langen Knochenfinger waren in einer grauenhaften Parodie von Verbundenheit umeinandergeschlungen. An einem der knotigen, blanken Finger hing ein angelaufener Ring, der im Halbdunkel glänzte.

Neugier drängte meinen Ekel zurück und ich sah Ash an, der das Paar ernst musterte. »Wer sind sie?«, flüsterte ich durch meinen Ärmel.

Ash zögerte kurz, dann holte er tief Luft. »Man erzählt sich eine Geschichte«, begann er ernst, »über einen talentierten Saxofonisten, der eines Nachts den Mardi Gras be-

suchte und dabei einer Feenkönigin auffiel. Die Königin bat ihn, mit ihr zu kommen, denn er war jung, schön und charmant, und seine Musik ließ einem die Seele entflammen. Doch der Saxofonist weigerte sich, denn er hatte bereits eine Frau, und seine Liebe zu ihr war noch größer als die Schönheit der Feenkönigin. Die Königin nahm ihn aus Zorn darüber, dass er sie zurückgewiesen hatte, mit sich ins Nimmerne, hielt ihn dort viele lange Tage gefangen und zwang ihn, sie zu unterhalten. Doch ganz gleich, was der junge Mann im Feenreich auch sah, und ganz gleich, wie sehr die Königin auch versuchte, ihn für sich zu gewinnen – sogar als er seinen eigenen Namen vergaß –, er konnte doch niemals vergessen, dass in der Welt der Sterblichen seine Frau auf ihn wartete.«

Während Ash sprach, beobachtete ich sein Gesicht und sah die Schatten in seinen Augen. Ich wurde das Gefühl nicht los, dass er diese Geschichte nicht einfach nur irgendwo gehört hatte. Er hatte diese Geschichte miterlebt. Er wusste von dem Kleinod und wo man es finden konnte, weil er sich an den Saxofonisten am Hof der Königin erinnerte – ein weiterer Sterblicher, der sich in die grausamen Machenschaften der Feen verstrickt hatte.

»Die Zeit verging«, fuhr Ash fort, »und schließlich ließ die Königin ihn gehen, weil es sie amüsierte, das zu tun. Und als der junge Mann, den Kopf voller Erinnerungen – sowohl echte als auch geträumte –, zu seiner geliebten Frau zurückkehrte, war sie um sechzig Jahre gealtert, während er sich kein bisschen verändert hatte, seit er aus der Welt der Sterblichen verschwunden war. Sie trug noch immer seinen Ring und hatte sich weder einen Ehemann genommen noch

einen Verehrer erhört, da sie immer daran geglaubt hatte, dass er zurückkehren würde.«

Ash hielt inne und ich hob meine freie Hand, um mir die Tränen abzuwischen. Die Skelette schienen jetzt nicht mehr so gruselig zu sein, wie sie da reglos auf dem Tisch lagen. Zumindest konnte ich sie jetzt ansehen, ohne dass sich mir der Magen umdrehte.

»Was ist dann passiert?«, flüsterte ich und sah Ash hoffnungsvoll an, mit der unausgesprochenen Bitte, dass dieses Märchen ein Happy End haben möge. Oder zumindest ein Ende ohne Schrecken. Ich hätte es inzwischen besser wissen müssen.

Ash schüttelte seufzend den Kopf. »Nachbarn fanden sie einige Tage später. Sie lagen nebeneinander im Bett, ein junger Mann und eine verschrumpelte alte Frau, die Finger untrennbar verschlungen und die Gesichter einander zugewandt. Das Blut aus ihren Handgelenken war bereits auf dem Bettlaken eingetrocknet.«

Ich schluckte an dem Kloß in meinem Hals und musterte wieder die beiden Skelette, deren Finger im Tod so verbunden waren, wie sie es im Leben gewesen waren. Und ich wünschte mir, dass Märchen – also die Geschichten mit *echten* Feen, nicht die Disney-Versionen – ausnahmsweise auch mal ein glückliches Ende fänden.

*Wie mein Ende wohl sein wird?* Der Gedanke kam wie aus dem Nichts und ließ mich besorgt die Stirn runzeln. Über den Tisch hinweg sah ich Ash an. Er erwiderte meinen Blick mit seinen silbrigen Augen und ich spürte, wie mein Herz schneller schlug. Ich befand mich doch in einem Märchen, oder nicht? Ich spielte meine Rolle: das Mäd-

chen, das sich in einen Feenprinzen verliebt hatte. Solche Geschichten gingen selten gut aus. Selbst wenn ich diese Sache mit dem falschen König zu Ende brachte, selbst wenn ich zu meiner Familie zurückkehrte und ein normales Leben führte, wie würde Ash da reinpassen? Ich war ein Mensch. Er war ein Unsterblicher, ein seelenloses Feenwesen. Was für eine gemeinsame Zukunft hatten wir? Ich würde irgendwann alt werden und sterben. Ash würde ewig weiterleben oder zumindest so lange, bis die Welt der Sterblichen zu viel für ihn wurde und er einfach aufhören würde zu existieren.

Ich schloss die Augen. In meinem Herzen brannte die bittere Wahrheit. Er gehörte einfach nicht hierher, in die Welt der Sterblichen. Er gehörte ins Feenreich, zu den anderen Gestalten aus den Sagen, Albträumen und Fantasien. Ash war ein wunderschöner, unerreichbarer Traum – ein Märchen. Und ich war, trotz des Blutes meines Vaters, immer noch ein Mensch.

»Meghan?« Seine Stimme war sanft, fragend. »Was ist?«

Plötzlich von Wut gepackt, schob ich die düsteren Gedanken gewaltsam weg. Nein. Das würde ich so nicht akzeptieren. Das hier war meine Geschichte, *unsere* Geschichte. Ich würde einen Weg finden, wie wir beide leben, wie wir beide glücklich sein konnten. Das war ich Ash einfach schuldig.

Etwas landete mit einem dumpfen Schlag auf dem Dach der Gruft und ein Staubregen ging auf uns nieder. Hustend wedelte ich mit der Hand vor meinem Gesicht herum und blinzelte durch den herabrieselnden Dreck.

»Was war das?«

Ash starrte mit schmalen Augen zum Dach hinauf. »Unser Signal zum Aufbruch. Hier.« Er warf mir über den Tisch hinweg etwas zu. Es schimmerte kurz, bevor ich es auffing – es war der angelaufene Goldring vom Finger des Skeletts. »Da hast du dein Kleinod«, murmelte Ash, und ich sah, wie seine Hand so schnell, dass es kaum zu erkennen war, in seine Manteltasche glitt, bevor er von dem Tisch zurücktrat. »Verschwinden wir von hier.«

Er zog die Tür auf und winkte mich hinaus. Als ich geduckt durch den Türrahmen trat, tropfte etwas von oben auf meine Schulter, etwas Warmes, Nasses und Schleimiges. Ich legte eine Hand in den Nacken, und als ich sie zurückzog, war sie voll schaumigem Speichel.

Mit rasendem Puls sah ich nach oben.

Auf dem Mausoleum kauerte eine monströse Gestalt, die sich deutlich vor dem mond hellen Himmel abzeichnete – schlank, muskulös und definitiv widernatürlich. Zitternd starrte ich in die rot flackernden Augen eines riesigen schwarzen Hundes, der größer war als eine ausgewachsene Kuh und die Lippen hochzog, was seine Reißzähne entblößte, die ungefähr so lang waren wie Tafelmesser.

»Ash«, quietschte ich und wich zurück. Die Augen des Monsterhundes folgten mir und ihr brennender Blick richtete sich auf die Hand, mit der ich den Ring umklammerte. »Ist das ...?«

Mit einem leisen Kratzen glitt Ashs Schwert aus der Scheide. »Der Grimm.«

Der Grimm warf einen kurzen Blick auf ihn und knurrte, was den Boden vibrieren ließ, dann richtete er seine schrecklichen Augen wieder auf mich. Unter dem glänzenden Fell

spielten die Muskeln, als er sich spannte. Speichel tropfte in glitzernden Fäden von seinen Zähnen.

Ash schwang sein Schwert und ließ den Grimm nicht aus den Augen, als er zu mir sagte: »Meghan, wenn ich ›Lauf!‹ rufe, dann rennst du *auf ihn zu*, nicht von ihm weg. Verstanden?«

Für mich klang das ziemlich nach Selbstmord, aber ich vertraute Ash.

»Ja«, flüsterte ich, schloss die Finger fester um den Ring und spürte, wie seine Kanten sich in meine Handfläche gruben. »Ich bin bereit.«

Der Grimm heulte so laut auf, dass ich glaubte, mir würde der Schädel platzen. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten und die Augen fest zugemacht. Er sprang, und ich wäre völlig versteinert stehen geblieben, wenn Ash nicht »Los!« gebrüllt und mich so aus meiner Erstarrung geholt hätte. Hastig hechtete ich vorwärts, unter dem Hund durch, der über meinen Kopf hinwegflog, und spürte den schweren Aufprall, als der Grimm genau an der Stelle landete, wo ich gerade noch gestanden hatte.

»Lauf!«, rief Ash. »Wir müssen runter von dem Friedhof, und zwar schnell!«

Hinter uns brüllte der Grimm vor Wut und griff an.

## Die Erinnerung

Eine Flut funkelnder Splitter kam aus Ashs Richtung geflogen und überzog den Grimm mit gefrorenen Dolchen und spitzen Eisstücken. Sie zerbrachen oder prallten an dem muskulösen Körper ab, ohne das Tier zu verletzen. Doch es reichte aus, um uns ein paar Sekunden Vorsprung zu verschaffen.

Wir flohen die Wege hinunter, rasten zwischen Grüften hindurch, schoben uns an Statuen von Engeln und Heiligen vorbei, immer mit dem heißen Atem des Grimms im Nacken. Wären wir auf offenem Gelände gewesen, hätte der Monsterhund mich innerhalb von drei Sekunden umgerannt und als Kauknochen benutzt, doch die schmalen Wege und engen Durchgänge behinderten ihn. Wir suchten uns im Zickzackkurs einen Weg über den Friedhof und waren dem Grimm dabei immer einen Schritt voraus, bis die weiße Betonmauer, die das Ende des Friedhofs markierte, vor uns aufragte.

Ash erreichte sie zuerst und wirbelte herum, um mir hochzuhelfen, indem er eine Rüberleiter machte. Mit dem sicheren Gefühl, dass ich gleich Zähne an meinem Rücken spüren würde, trat ich in seine verschränkten Hände und zog mich strampelnd auf die Mauer. Ash sprang senkrecht in die Höhe, als hing er an Drähten, landete neben mir und packte meinen Arm.

